

Rieger & Rieger
Specht im Schilcherland
Ein Kriminalroman aus der Steiermark



Alle in diesem Buch geschilderten Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen wären zufällig und nicht beabsichtigt.



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2018

1. Auflage September 2018

Covergestaltung, Layout und Satz: textzentrum graz

Lektorat: Sigrid Weiß-Lutz

Coverbild und Grafik: Kuckucksuhr, Fotolia 95523949 @ euthymia

Fotolia 51265585 Stylized woodpeckers © Egret77

ISBN 978-3-903144-64-4



Rieger & Rieger

Specht im Schilcherland

Ein Kriminalroman aus der Steiermark

Für die Steirer-Oma

1.

*Eine herrliche Lage dieser Markt mit dem Stift!
Ein breites fruchtbares Tal mit sanften Höhen begrenzet.
Die Tiefe wie ein Garten bebauet,
die Höhen voll Wälder, Höfe, Weingarten und Hecken.
Nordwestlich zwei Täler kommend,
dazwischen ein sanfter Gebirgsfluss,
auf diesem das herrschaftliche Schloss,
am Fuße der hübsche, wohlgebaute Markt.
Es lässt sich wenig Schöneres denken,
wende wohin man wolle das Auge,
überall der Garten.*

Tagebucheintrag von Erzherzog Johann
anlässlich seines Aufenthaltes in der Marktgemeinde Stainz
am 11. Oktober 1831

Die letzten Gäste hatten das Lokal verlassen, ohne dass Bruno Specht es wahrgenommen hatte. Er saß an einem Ecktisch und starrte gedankenverloren aus dem Fenster. Längst war es dunkel geworden, ein feiner Nieselregen hatte eingesetzt, der Asphalt auf der Straße glänzte tiefschwarz.

Der sonst so belebte Hauptplatz von Stainz war wie leer-gefeht. Nur hin und wieder waren im trüben Schein der Straßenlaternen Gestalten mit hochgezogenen Mantelkrägen zu erkennen, die unter dem Schutz der Dächer zu ihren Häusern huschten.

War es der Regen, der sie zur Eile antrieb? Oder war es die Angst vor einem unbekanntem Mörder, der letzte Nacht eine junge Frau auf brutale Weise getötet hatte?

Bruno versuchte sich das Bild der jungen Frau in Erinnerung zu rufen. Er hatte sie am Vorabend kurz kennengelernt, als er mit seiner Frau Anna und seinem Cousin Paul in einer Buschenschank in St. Stefan ob Stainz gewesen war.

Das Erste, was ihm an ihr aufgefallen war, war ihre wilde, kupferrote Lockenmähne. Sie war klein und zierlich und konnte nach Brunos Einschätzung kaum älter als zwanzig sein, auch wenn sie aufgrund ihrer starken Schminke älter wirkte. Sie trug hochhackige schwarze Schuhe und ein enganliegendes gelbes Minikleid, darüber ein schwarzes Boleröjäckchen. Ihre langen Fingernägel waren in einem knalligen Rot lackiert. Sie hatte Brunos Cousin Paul begrüßt

und sich kurz mit ihm unterhalten. Als Paul sie nach dem Grund ihres Hierseins fragte, teilte sie ihm mit, dass sie aufgrund einer Erkrankung der Kellnerin an diesem Abend in der Buschenschank aushelfen würde. Als sie bemerkte, wie er ihre Aufmachung musterte, zeigte sie auf ein Dirndlkleid, das sie über ihren rechten Unterarm gehängt hatte, und erklärte, dass sie sich noch umziehen müsse.

Bruno wurde in seinem Gedankengang jäh unterbrochen.

Der Wirt des Lokals, ein muskulöser, knapp zwei Meter großer glatzköpfiger Mann mit einem gewaltigen Bauch, war an seinen Tisch getreten und sagte: »Ich müsste bitte kassieren, wir schließen gleich!«

Bruno warf einen Blick auf die Kuckucksuhr, die hinter der Schank hing. Die Zeiger standen auf drei viertel acht.

»Oje, schon so spät«, murmelte er. »Eigentlich war ich hier mit dem Dr. Jamanek verabredet, aber anscheinend ist er aufgehalten worden.«

»Mit dem Michael Jamanek? Dem Staatsanwalt?«

»Genau. Kennen Sie ihn?«

»Ja, wir waren gemeinsam beim Bundesheer. Woher kennen Sie ihn denn?«

»Aus Köflach. Wir sind gemeinsam zur Schule gegangen.«

»Ein Köflacher sind Sie?«, fragte der Wirt erstaunt. »Das hört man Ihnen gar nicht an ...?«

»Das kommt davon, dass ich schon seit meinem neunzehnten Lebensjahr in Wien lebe.«

Der Lokalbesitzer schien es mit dem Kassieren plötzlich nicht mehr so eilig zu haben. »Was hat Sie denn nach Wien verschlagen?«, fragte er neugierig.

»Eigentlich wollte ich Geschichtswissenschaften studieren«, antwortete Bruno. »Nach ein paar Semestern habe ich das Studium aber aufgegeben, weil das Geld vorn und hinten nicht gereicht hat, obwohl ich nebenher an den Wochenenden und in den Ferien in der Gastronomie gejobbt habe. Ich bin dann in den Polizeidienst eingetreten.«

»Und was genau machen Sie bei der Polizei?«

»Ich hab während meiner aktiven Zeit alle möglichen Abteilungen durchlaufen. Während der letzten zehn Jahre war ich Chefinspektor im Wiener Landeskriminalamt.«

»Ein Chefinspektor sind Sie!«, sagte der Wirt respektvoll und musterte den vor ihm sitzenden, etwas behäbig wirkenden Mann, der mit seinem zerzausten braungrauen Haar, seinen großen runden Augen und seinem gutmütigen Gesichtsausdruck so gar nicht seiner Vorstellung von einem abgebrühten Kriminalisten entsprach.

Er schaut eher aus wie ein zerstreuter Professor, dachte der Wirt und sagte: »Bei uns in Stainz ist letzte Nacht eine junge Frau ermordet worden. Maria Jauk hat sie geheißen. Sind Sie deshalb hier?«

Bruno schüttelte den Kopf. »Nein. Ich bin seit Kurzem pensioniert. Meine Frau und ich verbringen hier nur ein paar Urlaubstage.«

»Ich hab die Maria Jauk gut gekannt«, fuhr der Wirt fort. »Sie hat öfter bei mir im Lokal ausgeholfen. Wenn ich daran denke, auf welche Art und Weise sie ums Leben gekommen ist, dann läuft's mir kalt über den Rücken. Wissen Sie, meine Enkelin wird heuer siebzehn. Wenn der einer was antun würde, ich glaube, ich würde den Kerl erschlagen.«

Bruno schüttelte missbilligend den Kopf. »Damit würden Sie sich nur unglücklich machen, für die Bestrafung von Verbrechern ist die Justiz zuständig.«

»Ach was, die Strafen sind heutzutage viel zu mild. Außerdem, was geschieht mit einem Mörder, wenn er seine Tat nicht gesteht? Oder wenn's für seine Schuld keine Beweise gibt? Dann muss das Gericht ihn freisprechen ...«

»Das passiert nur sehr selten. Ich kann Ihnen aus langjähriger Erfahrung sagen, dass die meisten Täter, vor allem dann, wenn sie eine Beziehungstat begangen haben, von sich aus ein Geständnis ablegen. Sie können dem Druck und der emotionalen Spannung nicht auf Dauer standhalten und sind erleichtert, wenn sie endlich darüber sprechen und ihre Tat rechtfertigen können.«

Bruno trank sein Bier aus. »Aber«, fuhr er dann fort, »ein Geständnis ist in einem Strafprozess ohnehin von sekundärer Bedeutung, denn es kann jederzeit widerrufen werden. Wichtiger sind konkrete Beweise, und die gibt es immer. Da wäre etwa die Auswertung von Rufnummern, damit ist genau belegt, wer mit wem wann telefoniert hat. Oder eine Handyortung. Und die Methoden der Spurensicherung und die DNA-Techniken wurden in den letzten Jahren immens verfeinert. Sie haben keine Vorstellung davon, wie viele Spuren ein Mensch hinterlässt, wenn er ein Auto besteigt. An einem Lenkrad können zum Beispiel Hautpartikel, Speichel und Schweiß gesichert werden. An Kleidungsstücken bleiben Fasern, Hautschuppen oder feinste Härchen haften, die mittels DNA in einer zentralen europäischen Datenbank abgeglichen werden. Fußabdrücke können mittels Kaltlicht sichtbar gemacht werden, und so weiter.«

»Wie hoch ist eigentlich die Aufklärungsrate bei Mordfällen?«, fragte der Wirt.

»Im Vorjahr wurden in Österreich neununddreißig Tötungsdelikte registriert, die konnten zur Gänze aufgeklärt werden.«

Der Wirt schaute Bruno zweifelnd an. »Tatsächlich? Damit hätte ich nicht gerechnet ...«

»Ist aber so! Die Aufklärungsraten haben sich in den letzten Jahren massiv verbessert. Allerdings muss man dabei berücksichtigen, dass, laut Einschätzung von Gerichtsmedizinern, viele Morde nicht als solche erkannt werden.«

»Wieso *nicht erkannt* ...?«, fragte der Wirt verständnislos.

»Weil Tötungen ohne sichtbare äußere Gewaltanwendung von Haus- oder Notärzten nur selten angezeigt werden. Wenn also zum Beispiel ein älterer Mensch an einer Herzkreislauf- oder an einer Stoffwechselerkrankung leidet und plötzlich stirbt, so geht der Arzt in der Regel von einer natürlichen Todesursache aus. Dass dem Patienten unter Umständen aber lebenswichtige Medikamente vorenthalten oder überdosiert verabreicht wurden, wäre nur durch eine Obduktion feststellbar. Eine solche müsste von der Staatsanwaltschaft angeordnet werden. Dafür braucht es aber konkrete Hinweise auf ein Tötungsdelikt. Wenn es dafür keine Anhaltspunkte gibt, und auch keine Angehörigen, die eine Obduktion beantragen, dann werden derartige Verbrechen niemals aufgedeckt.«

»Das klingt ja ziemlich beängstigend.«

»So ist es. Und dazu kommen noch jene Todesfälle, bei denen die Behörden von einer Unfallursache ausgehen. Wenn etwa jemand beim Schwimmen ertrinkt oder bei einer Wanderung verunglückt, vermeintlich Selbstmord begeht, aus dem Fenster stürzt, eine Treppe hinunterfällt, und so weiter. Diese Unfälle werden polizeilich zwar untersucht, wenn aber kein Indiz für die Anwesenheit einer zweiten Person oder ein mögliches Mordmotiv vorliegt, so werden die Fälle ad acta gelegt.«

»Da wird's einem ja ganz anders, wenn man Ihnen so zuhört«, sagte der Wirt und schaute zu seiner braunen Labradorhündin, die bisher friedlich neben der Schank gelegen und geschlafen hatte, jetzt aber aufsprang und zur Eingangstür lief. Gleich darauf betrat ein großgewachsener schlanker Mann um die sechzig die Gaststube.

»Ah, der Michael«, sagte der Wirt und ging dem Gast entgegen.

»Servus Wolfgang«, antwortete Michael Jamanek und klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter.

»Es tut mir leid, aber es hat etwas länger gedauert«, sagte Michael zu Bruno und nahm ihm gegenüber Platz.

»Willst du was trinken?«, fragte der Wirt.

»Hast du nicht schon Sperrspunde?«

»Doch, aber so genau nehm ich es damit nicht. Schon gar nicht, wenn ich einen Polizisten und einen Staatsanwalt zu Gast habe. Außerdem muss ich ohnehin noch die Abrechnung machen, ich bin also eh noch eine Zeit lang da.«

»Wenn das so ist, dann bring mir bitte ein Seidel Bier.«

»Und Sie?«, wandte der Wirt sich an Bruno. »Möchten Sie auch noch ein Bier?«

»Nein, ein Glas Schilcher wär mir lieber.«

»Wie schaut's aus?«, fragte Bruno, nachdem der Wirt ihre Getränke gebracht und sich mit seinen Abrechnungsunterlagen in ein Hinterzimmer zurückgezogen hatte.

Michael holte zwei lose zusammengefaltete A4-Blätter aus der Innentasche seines Sakkos und griff nach seiner Brille.

»Der schriftliche Obduktionsbericht wird erst morgen vorliegen, aber ich habe mir während des Telefonats mit dem Gerichtsmediziner ein paar handschriftliche Notizen gemacht.

Also, die Leiche von Maria Jauk weist Exkoriationen und Hämatome im Bereich der Arme, am Unterleib sowie an den Oberschenkeln auf. An den Augenlidern sowie an der Gesichtshaut finden sich Petechien und Konjunktiven. Bei der Öffnung der Leiche wurden Tardieusche Flecken in der Serosa von Lunge, Herz, Thymus und Mediastinum festgestellt. Weiters finden sich Blutungen in den Nierenbecken und in anderen Organen des Bauchraums.«

Michael nahm seine Brille wieder ab. »Frag mich bitte nicht, was all diese Fachausdrücke bedeuten. Fakt ist, sie wurde erdrosselt, ihr Tod ist zwischen ein und drei Uhr früh eingetreten.«

»Gibt es einen Hinweis darauf, womit sie erdrosselt wurde?«

»Laut Gerichtsmediziner dürfte der Täter ein dünnes Kabel benutzt haben.«

»Und diese Hämatome am Unterleib, was bedeuten die?«, fragte Bruno. »Wurde sie vergewaltigt?«

»Nein. Es waren weder Gewebseinrisse im Genitalbereich noch Spreizverletzungen erkennbar, und die vaginalen und analen Abstriche waren negativ.«

»Also kann ein Sexualdelikt ausgeschlossen werden?«

»Ja.«

»Woher stammen die Hämatome am Unterleib und an den Oberschenkeln?«

»Der Gerichtsmediziner vermutet, dass sich der Täter während der Strangulation auf sein Opfer gekniet oder sich auf ihrem Körper mit dem Fuß abgestützt hat.«

Bruno nahm sein Schilcherglas zur Hand und schwenkte es gedankvoll hin und her.

»Es gehört einiges dazu, einen Menschen zu erdrosseln«, sagte er langsam, und seine sonst so gelassene Mie-

ne verdüsterte sich. »Zunächst wehrt sich das Opfer, es schlägt wild um sich, beißt sich Zunge und Lippen wund und ringt verzweifelt nach Atem. Sobald das Opfer das Bewusstsein verliert, verkrampft sich der Körper. Wenn der Täter aber nun glaubt, dass sein Opfer tot ist, so hat er sich geirrt. Denn sobald er die Drosselung lockert, beginnt sein Opfer erneut nach Luft zu schnappen. Also muss er das Drosselwerkzeug wieder anziehen. Es dauert vier bis fünf Minuten, bis der Atemstillstand eintritt und sich schlussendlich Darm und Blase entleeren und Kot und Urin abgehen.«

Bruno räusperte sich und stellte sein Glas zurück auf den Tisch, ohne daraus getrunken zu haben. »Ich habe während meiner Laufbahn etliche Fälle von Strangulation zu bearbeiten gehabt«, fuhr er dann fort. »Einer der Täter war schizophran, die anderen Delikte wurden jeweils im Zustand schwerer Alkoholisierung oder im Drogenrausch begangen. Möglicherweise haben wir es hier mit einem ähnlich gelagerten Fall zu tun?«

»Nein«, entgegnete Michael bestimmt. »Der Täter muss die Tat bei vollen Sinnen und bei klarem Verstand begangen haben, denn er ist ausgesprochen penibel vorgegangen. Er hat die Leiche in einer grauen Kunststoffolie transportiert, Spuren davon wurden bei der Fundstelle entdeckt, um zu verhindern, dass in seinem Fahrzeug die DNA der Toten nachgewiesen werden kann. Und er hat die Leiche sorgfältig gereinigt, bevor er sie bei der Schießstätte abgelegt hat. Der Gerichtsmediziner geht davon aus, dass er dafür einen Chlorreiniger verwendet hat, der vernichtet angeblich sämtliche Spuren. Ganz ist ihm das allerdings nicht gelungen, denn unter den Fingernägeln von Maria Jauk hat der Gerichtsmediziner Hautpartikel und minimale Spuren von Blut entdeckt, die nicht mit ihrer Blutgruppe übereinstimmen.«

Bruno strich sich nachdenklich übers Kinn. »Um die Leiche zu reinigen, hat der Täter sie wahrscheinlich unter die Dusche oder in die Badewanne gelegt. Würde er in einem Mehrparteienhaus hier im Ort wohnen, so wäre den Nachbarn das Geräusch von fließendem Wasser mitten in der Nacht sicher aufgefallen. Ich glaube daher, dass wir davon ausgehen können, dass der Täter außerhalb von Stainz wohnt. Und dass er keine Angehörigen hat. Oder wenn doch, dass diese zum Tatzeitpunkt nicht zu Hause waren.«

Bruno hielt kurz inne und richtete seinen Blick auf einen imaginären Punkt auf der gegenüberliegenden Wand. »Ich frage mich nur, warum der Täter die Leiche von Maria Jauk ausgerechnet zum Schützenverein gebracht hat? Wäre es für ihn nicht einfacher gewesen, sie in einem Waldstück neben der Straße abzulegen?«

»Nein«, entgegnete Michael. »Denn um sie in den Wald zu bringen, hätte er seinen Wagen am Straßenrand abstellen müssen. Dabei hätte er riskiert, dass sein Fahrzeug einem vorbeifahrenden Autofahrer und unter Umständen sogar einer Polizeistreife auffällt. Dass er die Leiche zum Schützenverein gebracht hat, macht hingegen insofern Sinn, als an das Areal nur ein Gewerbegebiet mit einem Baumarkt angrenzt, in dem sich nachts und an den Wochenenden natürlich niemand aufhält. Der Täter konnte also davon ausgehen, dass niemand ihn dabei beobachten würde, wie er sich der Leiche entledigt.«

»Ja, das hat was für sich«, gab Bruno zu. »Das bedeutet aber auch, dass er über gute Ortskenntnisse verfügen muss. Möglicherweise ist er sogar Mitglied im Schützenverein?«

»Daran habe ich auch schon gedacht, und ich habe eine Überprüfung der Mitglieder durch das LKA veranlasst«, antwortete Michael.

»Dieser Baumarkt, ist der eigentlich videoüberwacht?«, fragte Bruno.

»Ja. Allerdings sind die Kameras im Außenbereich laut dem Stainzer Postenkommandanten so montiert, dass nur der Haupteingang und der Bereich der Anlieferung aufgenommen werden. Ich verspreche mir zwar nicht viel davon, aber wir werden die Aufzeichnungen morgen trotzdem auswerten lassen.«

»Hat die Tatortgruppe ihre Untersuchungen schon abgeschlossen?«

»Was das Areal vom Schützenverein anbelangt, ja. Das Zimmer von Maria Jauk wird noch heute Abend beziehungsweise heute Nacht untersucht.«

»Wie lange wird die Auswertung der Handydaten dauern?«

»Das Ergebnis sollte morgen Mittag vorliegen.«

»War Maria Jauk auf Social-Media-Plattformen aktiv? Facebook, Twitter ...?«

»Ja, sie hatte einen Instagram Account. Die Kollegen vom LKA sind gerade dabei, ihre Posts auszuwerten«, antwortete Michael und unterdrückte dabei mühsam ein Gähnen. »Ich werde mich auf den Nachhauseweg machen, wir haben morgen schon um sieben Uhr früh Einsatzbesprechung.«

»Ja, ich sollte auch gehen«, beschloss Bruno. »Die Anna wird sich schon wundern, wo ich so lange bleibe.«

»Soll ich dich zum Kellerstöckl fahren?«, fragte Michael.

»Nein danke. Ich möchte meinen Kopf ein bisschen auslüften, ich werde zu Fuß gehen.«

»Lass die Anna schön grüßen.«

Während Bruno die Straße entlangging, hatte er den Anblick von Maria Jauks Leiche vor Augen. Nackt und

auf dem Bauch liegend, mit dunkelroten Totenflecken auf ihren weißen Schultern, an denen ihr kupferrotes Haar in dünnen, feuchten Strähnen klebte ...

Bruno fuhr sich über die Augen, so als könne er mit dieser Geste die Erinnerung daran wegwischen.

Manchmal geht das Leben schon seltsame Wege, dachte er im Weitergehen.

Denn dass Anna und er ausgerechnet jetzt, Ende Oktober, hier in Stainz waren, war dem Umstand zu verdanken, dass ihnen, als sie im Mai dieses Jahres in Graz gewesen waren, zufällig Brunos Cousin Paul über den Weg gelaufen war und sie eingeladen hatte, ihn in Stainz zu besuchen ...

2.

Die Eisheiligen hatten ihrem Namen in diesem Jahr alle Ehre gemacht. Mit Mamertus hatte sich eine atlantische Tiefdruckfront über Österreich ausgebreitet. Die frühlingshaften Temperaturen der letzten Tage waren einer kalten Luftströmung aus Skandinavien gewichen. Dauerregen hatte eingesetzt, der sich auch über Pankratius und Servatius hingezogen und Graz in einen Ausnahmezustand versetzt hatte. Der Pegelstand der Mur hatte eine gefährliche Höhe erreicht und einige Brücken und Unterführungen waren gesperrt worden.

Erst am Abend von Bonifatius hatte der Regen nachgelassen, die Kalte Sophie bereitete dem Spuk dann ein jähes Ende.

Am nächsten Morgen strahlte die Sonne vom blauen Himmel. Der kühle Nordwind hatte die Luft durchgeputzt, die Menschen atmeten erleichtert auf und öffneten Fenster und Türen, um Licht und Sauerstoff in ihre Wohnungen und Häuser zu lassen.

Die Touristen strömten wieder aus ihren Hotels, die sie in den letzten Tagen aufgrund des schlechten Wetters kaum verlassen hatten, und bevölkerten die Altstadt.

Anna und Bruno Specht trafen am frühen Nachmittag mit dem Railjet aus Wien kommend am Grazer Hauptbahnhof ein und fuhren mit der Straßenbahn zu ihrem Hotel am Grieskai. Rasch erledigten sie alle Formalitäten, verstauten ihr Gepäck und eilten dann über die Erzherzog-

Johann-Brücke und die Murgasse in die Altstadt mit ihren jahrhundertealten, liebevoll restaurierten Handwerks- und Bürgerhäusern. Gerade noch rechtzeitig, um, so wie Dutzende andere Schaulustige auch, am Glockenspielplatz mitzuerfolgen, wie sich am Giebel des Glockenturmes zwei Fensterflügel öffneten und sich ein holzgeschnitztes Trachtenpärchen zu den Klängen von vierundzwanzig Glocken im Kreise drehte.

Anna und Bruno hatten dieses Schauspiel schon oft bestaunt. Es war gleichsam ein Ritual, dass sie, wann immer sie in Graz waren, hierherkamen.

»Darauf hab ich mich schon die ganze Fahrt über gefreut«, seufzte Bruno zufrieden, nachdem sie sich im Gastgarten eines Bierlokals niedergelassen hatten.

Anna betrachtete ihn liebevoll. Bruno war von ruhiger und phlegmatischer Natur und normalerweise eher wortkarg. Aber wann immer sie in seiner geliebten Steiermark waren, veränderte sich sein Wesen. Er wurde redselig und erzählte ihr, mit einem freudigen Funkeln in seinen braunen Augen, die eine oder andere Anekdote aus seiner Jugend. Trotz seiner zahlreichen Falten und seinem mittlerweile eher grauen als braunen Haar hatte er in solchen Augenblicken stets etwas beinahe Jungenhaftes an sich.

»Bist du auch hungrig?«, fragte Bruno.

»Nein, wir haben ja eh im Zug ein paar Würstchen gegessen. Und außerdem wollten wir am Abend ja schön ausgehen. Immerhin ist heute der 15. Mai ...«

»Na und ...?«

»Bruno!«

»Geh, Anna!«, lachte Bruno. »Dich kann man so leicht auf den Arm nehmen ...«

»Du hast also nicht drauf vergessen?«

»Wie könnte ich?«, entgegnete Bruno und dachte an den 15. Mai des Jahres 1978 zurück. Es war ein schöner sonniger Tag gewesen und er hatte in einem Lokal am Mehlplatz mit einem Freund bei einem Glas Bier gesessen. Zwei junge Frauen setzten sich in Ermangelung eines freien Tisches zu ihnen. Sie kamen miteinander ins Gespräch, dabei stellte sich heraus, dass die beiden Frauen aus Wien kamen und das Wochenende in Graz verbringen würden, um sich die Sehenswürdigkeiten der Stadt anzusehen. Weil Bruno eine der beiden sofort gut gefallen hatte, erzählte er ihr, dass er ebenfalls in Wien lebte, und er schlug ihr vor, sich gelegentlich auf einen Kaffee zu treffen. Einige Jahre später heiratete er die junge Frau.

Anna hing ähnlichen Gedanken nach und fragte nach einer Weile versonnen: »Und wohin gehen wir essen?«

»Ich hab übers Internet einen Tisch im Schlossbergrestaurant reserviert, und zwar für acht Uhr. Ich hoffe, dass dir das recht ist?«

»Aber das ist ja viel zu teuer für uns«, wandte Anna ein.

»Nein«, widersprach Bruno. »Einmal im Jahr können wir uns das schon leisten, weil in Wien gehen wir eh so selten aus. Und wenn, dann zum Heurigen oder in irgendein Beisl. Wir haben beide eine schöne Pension, den Kredit für die Wohnung haben wir abbezahlt, also worauf sollen wir sparen?«

»Ja, du hast eh recht. Aber was soll ich anziehen? Ich hab gar kein elegantes Kleid eingepackt.«

»Zieh den dunkelblauen Hosenanzug an.«

»Das ist fad.«

»Hast du nicht irgendeinen bunten Schal dabei, mit dem du ihn ein bisschen aufpeppen kannst?«

»Nein, aber ich könnte einen kaufen. Gehen wir zum Kastner & Öhler!«

Anna liebte die Atmosphäre dieses im Jahr 1883 von Carl Kastner und Hermann Öhler gegründeten Kaufhauses, das sich trotz zahlreicher Zu- und Umbauten samt den damit einhergehenden Modernisierungsmaßnahmen seinen historischen Charme bewahrt hatte und noch immer den Glanz und den Prunk der Jahrhundertwende ausstrahlte.

Während sie in der Damenabteilung nach einem passenden Seidenschal suchte und zwischendurch auch etliche Kleider anprobierete, machte es sich Bruno, ebenso wie einige andere Männer, die ihre Ehefrauen auf deren Einkaufsbummel begleiteten, auf einem der gemütlichen Fauteuils bequem und blätterte ein Magazin durch. Dabei schaute er mehrmals ungeduldig auf die Uhr.

»Schau«, sagte Anna, als sie mit einem rotblaugrünemusterten Schal zurückkam. »Der ist hübsch, findest du nicht?«

»So einen ähnlichen hast du doch eh schon, oder?«

»Ah ja«, fiel es Anna ein. »Dann such ich mir einen anderen aus.«

Bruno beschloss, sie diesmal zu begleiten, denn er hatte keine Lust, wiederum so lange zu warten.

»Der gefällt mir«, sagte er, als er einen dunkelblauen Schal mit großen roten Mohnblumen sah.

»Ja, der ist hübsch. Aber das Rot passt nicht zu meinem rosa Lippenstift, das schlägt sich ...«

Der Anna ihre Sorgen und das Geld vom Rothschild möchte ich haben, dachte Bruno sarkastisch und sagte: »Dann kauf dir halt einen, der zu den Mohnblumen passt.«

Als sie in der Herrengasse an einer Parfümerie vorbeikamen, fragte Bruno: »Was ist jetzt mit dem Lippenstift?«

»Macht's dir was aus, wenn ich schnell reinschau?«

»Nein«, winkte Bruno ab. Er blieb vor dem Geschäftsportal stehen und betrachtete die vielen Passanten, die durch die Einkaufsmeile flanierten. Plötzlich entdeckte er ein bekanntes Gesicht.

»Paul!«, rief er und ging raschen Schrittes auf einen rundlichen Mann mit schütterem grauen Haar und einer randlosen Brille zu.

Der Mann blieb stehen und drehte sich irritiert um. Als er Bruno sah, verzogen sich seine Lippen zu einem erstaunten Lächeln.

»Das gibt's ja nicht!«, rief er erfreut aus, ging auf Bruno zu und schüttelte ihm die Hand. »Was führt dich denn nach Graz?«

»Die Anna und ich haben heute unseren Kennenlern-Jahrestag und gehen am Abend ins Schlossbergrestaurant essen. Und morgen fahren wir dann nach Köflach. Und was machst du hier?«

»Ich komm gerade von einem Termin in der Ärztekammer.«

»Hast du Zeit? Gehen wir einen Kaffee trinken?«

»Gern.«

»Warte hier. Ich hol schnell die Anna, die ist dort drüben in einer Parfümerie.«

Anna hatte ihren Lippenstift bereits besorgt und stand nun etwas verloren vor dem Geschäft. »Wo warst du denn?«, fragte sie leicht vorwurfsvoll, als Bruno neben ihr auftauchte.

»Ich hab grad zufällig den Paul getroffen ...«

»Deinen Cousin?«

»Ja. Komm, er wartet da drüben.«

Anna blickte der Begegnung mit Paul mit einem etwas bangen Gefühl entgegen. Es war fast zwei Jahr her, dass sie

ihn anlässlich des Begräbnisses seiner Ehefrau, gesehen hatte, und es war ein erschütternder Anblick gewesen, ihn an ihrem Grab stehen zu sehen, stark abgemagert und gramgebeugt.

Zu ihrer Erleichterung stellte Anna nun aber fest, dass Paul wieder zugenommen hatte, er wirkte vital und lebensbejahend und seine Augen hatten ihren alten Glanz wieder gewonnen.

»Wie geht's dir?«, fragte sie, während sie ihn umarmte.

»So weit ganz gut, und dir?«

»Naja, als Arzt weißt du ja, wie's in unserem Alter ist. Hin und wieder zwickt's irgendwo, aber im Großen und Ganzen bin ich Gott sei Dank gesund.«

»Das sieht man dir auch an, du schaust keinen Tag älter aus als fünfzig!«

Bruno klopfte Paul lachend auf die Schulter. »Alter Charmeur!«

»Aber es stimmt, die Anna schaut wirklich gut aus«, beharrte Paul.

»Wo hast du denn dein Auto geparkt?«, fragte Bruno.

»Am Kaiser-Franz-Josef-Kai, in der Tiefgarage vom Kastner & Öhler.«

»Das trifft sich gut. Wir wohnen in einem Hotel am Grieskai, also ganz in der Nähe. Gehen wir zum Franziskanerplatz, dort gibt's etliche gemütliche Lokale.«

Über dies und jenes plaudernd, schlenderten sie durch die engen kopfsteingepflasterten Gassen zur Franziskanerkirche und setzten sich in eines der zahlreichen Lokale.

»Was für ein Zufall, dass wir uns ausgerechnet hier in Graz getroffen haben«, sagte Bruno.

»Es gibt keine Zufälle«, antwortete Paul lächelnd. »*Es fällt einem zu, was fällig ist*, hab ich einmal irgendwo gele-

sen. Und dass wir uns endlich wiedersehen, mein alter Freund, das ist längst überfällig.«

Tatsächlich hatte sich ihr Kontakt in den letzten beiden Jahren auf ein paar gelegentliche Telefonate beschränkt.

»Ich weiß«, gab Bruno daher etwas schuldbewusst zu. »Aber ich habe vor meiner Pensionierung noch einige recht komplizierte und langwierige Fälle zu bearbeiten gehabt. Und dann musste ich ja auch alle laufenden Agenden an meinen Nachfolger übergeben. Es war schlicht und einfach keine Zeit, Urlaub zu machen oder irgendwo hinzufahren.«

»Das versteh ich schon«, sagte Paul. »Aber nachdem du jetzt im Ruhestand bist, müsst ihr heuer unbedingt noch nach Stainz kommen!«

»Das machen wir«, versprach Bruno und fragte: »Wie schaut's mit deiner Pensionierung aus? Hast du schon einen Nachfolger für deine Ordination gefunden?«

»Leider nein. Das Problem ist, dass die meisten Jungärzte keine Ordination mit Kassenverträgen übernehmen wollen. Das ist finanziell einfach nicht attraktiv für sie, denn sie müssen sich ja erst eine Existenz aufbauen. Außerdem wird von einem Landarzt erwartet, dass er jederzeit erreichbar ist, auch in der Nacht oder am Wochenende. Und neben den Ordinationszeiten habe ich pro Tag noch an die zehn Hausbesuche zu absolvieren, oft an entlegenen Adressen. Vor 18.00 Uhr bin ich selten zu Hause. Und nach dem Abendessen setz ich mich meistens noch hin und mach die ganze Administration, die hat sich in den letzten Jahren praktisch verdreifacht. Ich bin gerne Arzt und meine Arbeit macht mir noch immer Freude, aber ich kann verstehen, dass die jungen Leute heutzutage eine bessere Work-Life-Balance anstreben.«

»Das mit den Kassenärzten ist in Wien auch ein Problem«, sagte Anna. »Ich hab unlängst gelesen, dass im letzten Jahr die Zahl der praktischen Ärzte um zwölf Prozent zurückgegangen, die Zahl der Patienten aber gleichzeitig um zwanzig Prozent angestiegen ist. Bei den meisten Ärzten muss man stundenlange Wartezeiten in Kauf nehmen, und auf Facharzttermine muss man oft wochenlang warten.«

»Ja, das ist leider so«, gab Paul ihr recht. »Es geht alles in Richtung Wahlärzte. Diese Entwicklung betrachte ich mit Sorge, weil es kann sich's ja nicht jeder leisten, zu einem Privatarzt zu gehen, vor allem chronisch kranke Patienten, die wöchentlich zu einer Kontrolle müssen. Aber alles in allem haben wir in Österreich, im Vergleich zu anderen EU-Ländern, noch immer ein gut funktionierendes und relativ großzügiges Gesundheitssystem. Hoffen wir, dass das so bleibt!«

Weil gerade eine junge Kellnerin an ihren Tisch trat, um die Bestellung aufzunehmen, unterbrachen sie ihr Gespräch.

»Wie geht's deiner Mutter?«, fragte Bruno anschließend.

»Sie ist heuer neunzig geworden«, antwortete Paul. »Aber sie hält sich gut und ist geistig noch topfit. Neuerdings trinkt sie nach dem Abendessen immer ein Gläschen Gin. Und zwar einen *Tanqueray*, weil sie in irgendeinem Magazin gelesen hat, dass das die Sorte ist, die die Queen Mum täglich getrunken hat. Und die ist ja bekanntlich über einhundert Jahre alt geworden.«

»Daran sollten wir uns ein Beispiel nehmen«, schmunzelte Bruno und fragte: »Lebt sie noch immer auf dem Bauernhof?«

»Nein. Das wäre in ihrem Alter viel zu beschwerlich. Sie ist vor ein paar Jahren in ein Heim für betreutes Wohnen gezogen.«

Ich hab ihr zwar schon vor Jahren angeboten, zu mir nach Stainz zu ziehen, denn mein Haus ist ja groß genug. Aber sie wollte unbedingt in Köflach bleiben, was ich verstehe, schließlich hat sie ihr ganzes Leben dort verbracht, und einen alten Baum soll man nicht verpflanzen.«

»Wenn wir in Köflach sind, werde ich ihr einen Besuch abstatten.«

»Darüber wird sie sich sicher freuen! Sie hat dich immer sehr gern gehabt.«

»Ich sie auch«, sagte Bruno, denn er hatte, da seine Eltern berufstätig gewesen waren, als Kind die Ferien immer am Bauernhof von Pauls Eltern verbracht, und es hatte für ihn nichts Schöneres gegeben, als bei der Heuernte mitzuhelfen, Kühe zu melken, Hühner und Schweine zu füttern und mit seinem um zwei Jahre älteren Cousin Paul so wie Tom Sawyer und Huckleberry Finn auf Entdeckungsreisen zu gehen und durch die Wälder zu schweifen.

Bruno und Paul tauschten noch eine Weile gemeinsame Erinnerungen an ihre Kindheit und Jugend aus, gegen halb sechs verabschiedete sich Paul und nahm Anna und Bruno noch das Versprechen ab, im September zur Weinlese nach Stainz zu kommen.

Anna und Bruno hatten sich im Hotel erfrischt und umgezogen und waren anschließend zum Schlossberg spaziert. Es war ein langer Tag gewesen, und da sie zu müde waren, die zweihundertsechzig Stufen zum Uhrturm zu Fuß hochzusteigen, fuhren sie mit dem in das Innere des Berges eingebauten gläsernen Lift, der einen Blick auf das weit verzweigte Stollensystem ermöglichte, das im Zweiten Weltkrieg von Zwangsarbeitern angelegt worden war. Während der Bombenangriffe auf Graz hatten die Stollen als

Kommandozentrale und Luftschutzbunker sowie als Lazarett gedient.

Da es erst kurz nach halb acht war, beschlossen sie, einen Rundgang über das Schlossbergplateau zu machen, vorbei am Glockenturm, der Kasemattenbühne und der Stallbastei.

»Hab ich dir eigentlich schon die Sage vom Schlossberg erzählt?«, fragte Bruno.

»Nein ...?«

»Der Teufel hat, als ihm einmal langweilig war, überlegt, was für eine Gemeinheit er den Menschen antun könnte. Dabei ist er auf die Idee gekommen, einen Felsbrocken aus dem Mondgebirge von Wildon aus nach Graz zu schleudern. Der Brocken ist zerbrochen, der größere Teil ist mitten in der Stadt gelandet, das ist der Schlossberg. Und der andere Felsbrocken ist an der Stelle gelandet, an der sich der Kalvarienberg befindet.«

»Und?«, fragte Anna, auf eine Pointe wartend.

»Nichts und.«

Pünktlich um acht betraten sie das Schlossbergrestaurant.

Anna fühlte sich in dem exklusiven Ambiente zunächst etwas unsicher. Die freundliche und ungezwungene Art des Oberkellners und das gute Essen ließen sie ihr anfängliches Unbehagen jedoch rasch vergessen.

»Kennst du die Leute?«, fragte sie, da ihr aufgefallen war, dass Bruno während des Essens des Öfteren zum Nebentisch geschaut hatte.

»Ja, der ältere der beiden Männer kommt mir irgendwie bekannt vor.«

Anna musterte den Mann diskret. Er war ungefähr Mitte sechzig und von kräftiger Statur. Sein dichtes blondes Haar

war von feinen silbernen Fäden durchzogen. Er war im Stil modebewusster Italiener gekleidet. Über einer maisgelben Cordhose trug er ein flaschengrünes Kaschmirsakko, darunter ein hellblaues Hemd und ein buntes Halstuch. Sein Gesicht war leicht gebräunt, so als würde er viel Zeit im Freien verbringen, etwa beim Tennisspielen oder am Golfplatz.

Der Mann schien zu spüren, dass Anna ihn betrachtete. Er taxierte sie mit einem kurzen, abschätzigen Blick und setzte dann seine Unterhaltung mit der Frau an seiner Seite fort. Anna schätzte sie auf Mitte fünfzig. Sie hatte langes kupferrotes Haar, das ihr noch immer schönes Gesicht in weichen Wellen umrahmte. Sie war sehr schlank und trug ein enges, extravagantes Kleid und teuren Schmuck.

Ihr gegenüber saß eine deutlich jüngere, kalt und berechnend wirkende Frau, die auf ihr Äußeres ebenfalls großen Wert zu legen schien. Sie hatte ihr langes blondiertes Haar zu einer glamourösen Frisur hochgesteckt. Ihr glattes, ebenmäßiges Gesicht war nicht eigentlich schön zu nennen, aber ihr gekonntes Make-up verlieh ihr ein perfektes Aussehen.

Bei ihrem Begleiter handelte es sich um einen farblosen, etwa dreißigjährigen Mann mit stumpfem braunen, sorgfältig gescheiteltem Haar und einer randlosen Brille. Er trug einen grauen Anzug und hatte etwas von einem Musterchüler an sich. Er lauschte der Unterhaltung seiner Tischgesellschaft völlig unbeteiligt und teilnahmslos. Anna fragte sich, in welchem Verhältnis er zu den Leuten stand.

Sie wurde in ihren Betrachtungen jäh unterbrochen, denn der Oberkellner war an ihren Tisch getreten und fragte: »Wünschen die Herrschaften noch eine Flasche Morillon oder darf ich Ihnen einen Digestif bringen? Zum Beispiel einen Kürbiskernlikör für die Dame und einen Kriecherlschnaps für den Herrn?«

Noch während Anna und Bruno überlegten, ob sie der Empfehlung des Kellners Folge leisten sollten, hörten sie vom Nebentisch ein lautes Klirren und beobachteten, wie der Mann im flaschengrünen Kaschmirsakko aufsprang und sich sichtlich verärgert mit einer Serviette über seine mit Rotweinflecken beschmutzte gelbe Hose wischte.

»Blede Kuah«, zischte er der rothaarigen Frau in breitem Wiener Dialekt zu. »Kannst net aufpassen?«

Der metallische Klang seiner Stimme und seine vulgäre Ausdrucksweise ließen Bruno aufhorchen.

Natürlich, der Vydrochil ist das, schoss es ihm durch den Kopf und er starrte den Mann gebannt an.

»Tut mir leid Robert, ich hab das Glas übersehen«, entschuldigte sich die rothaarige Frau zerknirscht.

»Sauf net so vü, wannst es net vertrogst«, fuhr der Mann sie an.

Der Oberkellner war vom rüden Verhalten des Mannes sichtlich unangenehm berührt. »Mein Kollege bringt ein neues Glas«, sagte er beschwichtigend und sammelte die Scherben auf.

»Na, des brauchts net! Bringen S' ma die Rechnung«, sagte der Mann ungehalten.

Anna warf Bruno einen empörten Blick zu. »Wenn du mich so behandeln würdest, dann würde ich mich auf der Stelle scheiden lassen«, flüsterte sie.

Aber Bruno hatte ihr nur mit halbem Ohr zugehört. Er betrachtete aus dem Augenwinkel noch immer den Mann im Kaschmirsakko.

»Was ist?«, fragte Anna.

»Ich weiß jetzt, woher ich den Mann kenne.«

»Nämlich?«

»Sein Name ist Robert Vydrochil. Ich hab ihn vor mehr als dreißig Jahren kennengelernt, als er im Wiener Sicherheitsbüro gearbeitet hat. Er hat sich einiges zuschulden kommen lassen und wurde daraufhin vom Dienst suspendiert. Anschließend hat er die Seiten gewechselt und hat eine kriminelle Laufbahn eingeschlagen. Ich hätte nicht gedacht, dass ich den Vydrochil jemals wiedersehen würde, schon gar nicht hier in Graz. Aber, wie sagt man so schön: Man sieht sich im Leben immer zweimal.«

Dass er Vydrochil schon bald ein weiteres Mal begegnen würde, und zwar im Zuge einer Mordermittlung im idyllischen Stainz, konnte Bruno zu diesem Zeitpunkt freilich nicht ahnen ...

Anna und Bruno hatten nach dem Abendessen im Hotel noch mit einem Glas Sekt auf ihren Jahrestag angestoßen und waren am nächsten Morgen zeitig aufgestanden, um nach Köflach zu fahren. Sie machten sich gleich nach dem Frühstück auf den Weg zum Bahnhof, unterwegs besorgte Bruno noch eine Flasche Tanqueray für seine Tante.

Während sie am Bahnsteig darauf warteten, dass die Zuggarnitur der Graz-Köflacher Bahn bereitgestellt wurde, läutete Annas Handy. Augustine Pamperl, ihre Hausbesorgerin, war am Apparat, und teilte ihr mit aufgeregter Stimme mit, dass sie gerade in der Wohnung von Anna und Bruno gewesen sei, um die Balkonblumen zu gießen, und dabei festgestellt habe, dass der Plafond und die Wände des Vorzimmers völlig durchnässt waren, ebenso wie die Möbel und der Parkettboden.

Anna war während ihrer Schilderung blass geworden. »Wie kommt denn das?«, fragte sie entsetzt.

»In der Wohnung über Ihnen hat's einen Wasserrohrbruch gegeben«, antwortete Frau Pamperl.

»Wir nehmen den nächsten Zug nach Wien«, sagte Anna und beendete das Telefonat.

»Was war das?«, fragte Bruno beunruhigt.

»Wir haben einen Wasserschaden in der Wohnung!«

Auf der Rückfahrt versuchte Anna mehrmals vergeblich, Frau Pamperl zu erreichen.

»Ich hoffe, dass sie die Hausverwaltung und den Installateur verständigt hat. Und dass sie den Haupthahn im Haus abgedreht hat«, sagte sie mit wachsender Verzweiflung.

Bruno versuchte sie zu beruhigen. »Natürlich wird sie das gemacht haben.«

Die Vorstellung, dass ihre Wohnung, in der sie sich so wohl fühlten und für die so lange gespart hatten, unter Wasser stand, trieb Anna die Tränen in die Augen. Ihre Unruhe stieg von Minute zu Minute.

Dass ihnen bei ihrer Ankunft am Wiener Hauptbahnhof am Bahnsteig ein Dutzend WEGA-Beamte mit Sturmgewehren entgegenkamen und ihnen bedeuteten, den Bahnsteig rasch zu verlassen, beunruhigte Anna zusätzlich. Die Omnipräsenz der Polizei und die sich täglich überschlagenden Meldungen über Messerstechereien und andere Gewaltdelikte gehörten längst zum Alltagsleben in Wien, aber Anna tat sich schwer, mit diesem Umstand zurechtzukommen. Und dass sie während der Fahrt zu ihrer Wohnung in der U-Bahn von einem desolat aussehenden und geistig verwirrt wirkenden Mann aggressiv angebettelt wurde, der erst von ihr abließ, als Bruno sich schützend vor sie stellte, verursachte in ihr ein Gefühl massiver Bedrohung. Ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt, als sie endlich vor ihrem Wohnhaus standen. Mit zittriger Hand sperrte sie das Haustor auf und klopfte voll böser Vorahnungen an Frau Pampers Wohnungstür.

»Ah, Sie sind schon da«, sagte Frau Pamperl und wischte sich die Hände an ihrer Kleiderschürze ab.

Bruno drückte ihr einen Geldschein in die Hand. »Danke, dass Sie uns so schnell verständigt haben.«

»Das wär doch nicht nötig, Herr Chefinspektor«, erwiderte Frau Pamperl und ließ den Schein rasch in der Tasche ihrer Kleiderschürze verschwinden.

Bruno hatte sie schon mehrmals darauf aufmerksam gemacht, dass er in Pension war, aber sie ignorierte diesen Umstand beharrlich.

»War der Installateur schon da?«, fragte er.

»Ja. Und der Brenner von der Hausverwaltung war auch da.«

»Wie konnte das nur passieren?«, jammerte Anna. »Ich meine, den Leuten, die über uns wohnen, muss doch aufgefallen sein, dass sie einen Wasserrohrbruch haben ...«

»Naja, die Wohnung ist ja nur sporadisch bewohnt. Sie gehört dem Prikopil, den kennen Sie sicher vom Sehen, so ein kleiner Dicker mit einer Glatze. Dem gehören im Haus noch drei andere Wohnungen, die vermietet er an Touristen.«

»Etwa über Airbnb?«, fragte Bruno.

»Ja, ich glaub, so ähnlich heißt das.«

Anna war empört. »Jetzt versteh ich, warum in der letzten Zeit so viele fremde Leute im Haus ein- und ausgehen. Aber die Wohnungen dürfen doch gar nicht gewerblich genutzt werden!«

Frau Pamperl zuckte die Achseln. »Wo kein Kläger, da kein Richter ...«

»Also, das lassen wir uns nicht gefallen! Ich ruf gleich die Hausverwaltung an ...«

»Jetzt schauen wir uns erst einmal das Malheur in unserer Wohnung an, und dann sehen wir weiter«, sagte Bruno und drückte auf den Liftknopf.

»Ich komm mit«, beschloss Frau Pamperl.

»Du meine Güte«, stöhnte Anna beim Anblick ihres Vorzimmers. Decke und Wände waren nass, der helle Parkettboden hatte sich, ebenso wie die Möbel, durch die Feuchtigkeit dunkel verfärbt.

»Ich hab alles trockengewischt«, seufzte Frau Pamperl. »Aber ob die Möbel noch gerettet werden können, na, ich weiß nicht. Den Parkettboden werden Sie wahrscheinlich rausreißen müssen, und bis die Mauern trocken sind und neu ausgemalt werden kann, wird's sicher ein paar Wochen dauern ...«

Tatsächlich zog sich die Sanierung des Wasserschadens aber bis Anfang Oktober hin, da die Hausverwaltung die Instandsetzungsarbeiten trotz mehrfacher Urgezen erst beauftragt hatte, nachdem Bruno damit gedroht hatte, einen Anwalt einzuschalten.

Da sich Anna anschließend eine schwere Erkältung zuzog, wurde es Ende Oktober, bis sie ihr Versprechen, nach Stainz zu kommen, endlich einlösen konnten.

Paul hatte ihnen im Vorfeld angeboten, bei ihm zu wohnen, aber Bruno hatte dankend abgelehnt und Paul erklärt, dass er und Anna, nachdem sie beide mehr als vierzig Jahre im, wie er es nannte, *Korsett des Berufslebens* eingezwängt gewesen waren, nach ihrer Pensionierung nunmehr die Freiheit genossen, ihren Tagesrhythmus so zu gestalten, wie es ihren Bedürfnissen entsprach. Je nach Lust und Laune frühstückten sie ausgiebig oder aber tranken nur eine Tasse Tee oder Kaffee. Manchmal nahmen sie ihr Mittagessen erst

um drei Uhr Nachmittag ein, manchmal ließen sie es ganz ausfallen und begnügten sich mit einer Jause oder einem frühen Abendessen. Wenn Anna müde war, machte sie ein Nachmittagschläfchen oder ging früh zu Bett. Wenn Bruno schlecht schlief, was mitunter vorkam, stand er nächtens auf und setzte sich ins Wohnzimmer, um zu lesen.

Paul hatte Verständnis für ihre Entscheidung geäußert.

»Habt ihr schon ein Quartier gefunden?«, hatte er Bruno gefragt.

»Wir haben im Internet ein Kellerstöckl entdeckt, das man wochenweise mieten kann. Es liegt zwei Kilometer außerhalb von Stainz, im Ortsteil Engelweingarten, inmitten von Obstbäumen und Weingärten.«

»Damit kann ich natürlich nicht konkurrieren«, hatte Paul lachend erwidert. »Wem gehört denn dieses Kellerstöckl?«

»Einem gewissen Johann Kalcher.«

»Ah, den kenn ich gut. Der Johann hat mir das Kellerstöckl gezeigt, nachdem er es renoviert hat. Es wird euch gefallen!«

Spechts erster Fall

Rieger & Rieger
Sa sdorowje, Specht!
Kriminalroman
aus Wien

228 Seiten, broschiert
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)
ISBN 978-3-902901-50-7



Spechts zweiter Fall

Rieger & Rieger
Specht auf Kur
Kriminalroman
aus Kärnten

239 Seiten, broschiert
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)
ISBN 978-3-902901-65-1



Spechts dritter Fall

Rieger & Rieger
Waidmannsheil, Specht!
Kriminalroman
aus Niederösterreich

232 Seiten, broschiert
€ 18,70 (A) / 18,19 (D)
ISBN 978-3-902901-91-0



Die Autoren

Veronika Rieger, geb. 1959 in Niederösterreich, lebt und arbeitet in Wien. Hat im Jahr 2012 mit dem Schreiben von Kriminalromanen rund um den pensionierten Chefinspektor Bruno Specht begonnen. Einer Romanreihe, die Bruno Specht, jeweils unter dem Aufhänger eines spannenden Kriminalfalls, sukzessive durch die österreichischen Bundesländer führt und dabei auch regionale und geschichtliche Besonderheiten schildert.

Mario Rieger, geb. 1972 in der Weststeiermark. Lebt und arbeitet ebenfalls in Wien. Seine zahlreichen berufsbedingten Kontakte offenbaren ihm tiefe Einblicke in unterschiedlichste Milieus und in menschliche Schicksale, die sich, ebenso wie sein ausgeprägtes Interesse für die Geschichte Österreichs, in den Specht-Krimis widerspiegeln.



www.specht-krimis.at

